

Predigt zu 4. Mose 21, 4-9

Jens Martin Sautter (25.2.2024)

Stellen Sie sich vor, Sie müssten 30 Jahre lang jeden Tag dasselbe essen. 30 Jahre lang Nudeln mit Tomatensoße. Es stimmt – bei vielen Konfis ist das tatsächlich ein Lieblingsessen. Aber irgendwann reicht es auch dem tapfersten Konfi. Auch das Volk Israel hat irgendwann genug. Irgendwann haben sie aufgehört, die Jahre zu zählen. Ewig schon sind sie in der Wüste unterwegs und müssen dieses merkwürdige Zeug essen, das sie morgens auf dem Boden finden. Manna nennen sie es. Am Anfang hat es ihnen das Leben gerettet, aber nach 30 Jahren gibt es einige, die den Hungertod bald bevorzugen würden, bevor sie noch einmal Manna essen. Dabei waren sie mit großem Hallo gestartet damals. Sie hatten alles aufgegeben, alles hinter sich gelassen – nur weil Mose gesagt hat, dass Gott sie ins gelobte Land führen würde. Sie sind sogar durchs Meer gelaufen, haben ungesäuerte Brote mitgenommen, sie konnten sich von den ägyptischen Nachbarn nicht mehr verabschieden – so schnell musste es gehen. Und jetzt? Jetzt stecken sie fest in der Wüste.

Dabei hatten sie das Ziel schon fast erreicht. Doch dann mussten sie wieder einen Umweg machen, dem gelobten Land noch einmal den Rücken kehren. Wegen der Edomiter, die wollten sie nicht passieren lassen. Das Licht am Ende des Tunnels war endlich in Sicht, aber dann mussten sie noch mal einen Bogen machen.

Ihre Geduld ist am Ende. Ihre Geduld mit Gott ist am Ende. Oder wie es hier ausgedrückt ist: Ihre Seele wird kurzatmig. Luther übersetzt anders: „Sie sind verdrossen“. Egal welche Worte man benutzt, man kann es sich vorstellen, wie sie sich fühlen. Und sie fangen an, sich zu beschweren. Dabei erscheint die Vergangenheit in Ägypten immer rosiger. „War doch gar nicht so schlecht“, denken sie sich. „Da gab es immerhin Gemüse, und sogar Fisch oder Fleisch! Warum sind wir überhaupt aufgebrochen?“ Sie vergessen dabei, dass sie in Ägypten Sklaven waren, der Willkür der Ägypter ausgeliefert waren. Und doch: So mitten in der Wüste, ohne zu wissen, wann das neue Leben anfängt und wie es aussieht, wirkt die Vergangenheit auf einmal nicht mehr ganz so schlecht.

Meine Tochter arbeitet zurzeit in einem Frauenhaus. Dort finden Frauen eine Zuflucht – oft mit ihren Kindern – die von ihrem Partner misshandelt werden. Manche von ihnen haben Furchtbares erlebt. Die Adresse ist nicht öffentlich, damit die Männer nicht plötzlich vor der Tür stehen. Es ist alles sehr geheim. Dort sind sie sicher und können in Ruhe eine neue Wohnung finden und ein neues Leben aufbauen. Aber es ist eine Zeit der Unsicherheit. Manche können sich noch nicht vorstellen, wie das neue Leben aussehen kann. Sie

fürchten sich vor dem Neuen. Und der Ex-Partner redet über das Telefon auf die Frauen ein: „Komm zurück. So schlimm war es doch nicht. Es wird alles anders!“ Und so gibt es Frauen, die nach einigen Wochen zurück zu ihrem Mann gehen, obwohl sie einige Zeit vorher schwer misshandelt im Haus angekommen sind. Für die Mitarbeitenden ist das schwer anzuschauen, weil sie wissen, oder zumindest ahnen, was passieren wird. Aber für die Frauen ist diese Zwischenzeit einfach zu schwer. Das neue Leben ist noch nicht da. Es erscheint alles wahnsinnig mühsam und kompliziert und langwierig. Da erscheint die Flucht in die Vergangenheit reizvoll.

Ich frage mich manchmal, ob manche unserer iranischen Freunde nach der Ankunft in Deutschland eine solche Wüstenzeit erleben. Sie sind zwar in Deutschland angekommen, aber noch nicht wirklich. Sie sind noch nicht anerkannt. Das neue Leben hat noch nicht begonnen, denn man kann nicht arbeiten, man kann keine eigene Wohnung suchen, man spricht die Sprache noch nicht. Auch eine Zeit in der Wüste. Und es gibt sicher einige, die darüber nachdenken, ob es zu Hause nicht vielleicht doch besser gewesen wäre. Wüstenzeiten sind schwer auszuhalten, und man hat das Gefühl, überall sonst ist es besser als dort, wo man gerade ist. Geduld ist nötig, wenn das verheißende Land auf sich warten lässt. (Wobei ich nicht sagen will, dass Deutschland das verheißene Land ist).

Der Theologe Tomas Halik sagt: Glauben heißt, mit Gott Geduld haben. Auf ihn vertrauen, auf ihn hoffen, auch wenn es manchmal einen Widerspruch gibt zwischen dem, was wir glauben und dem, was wir erleben. Wir leben in einer Zeit, in der viele Menschen mit Gott die Geduld verlieren. Ich denke an ein junges Mädchen, irgendwo in Hessen. Sie ist Konfirmandin. Sie fasst Zutrauen in den Pfarrer. Wenn er besondere Aufgaben hat, ist sie die erste, die sich meldet. Nach der Konfirmation wird sie Teamerin. Doch der Pfarrer missbraucht ihr Vertrauen. Er vergreift sich an ihr, mehrfach. Im Pfarrhaus, in der Sakristei. Viele Jahre später hat sie den Mut, sich an die Kirche zu wenden. Der Dekan hört ihr zu. Aber es passiert nichts. Dann erfährt die junge Frau, dass es auch andere Betroffene gibt. Sie wendet sich an die Kirchenleitung und berichtet davon. Es gibt beschwichtigende, skeptische Reaktionen. Sind die anderen überhaupt einverstanden, dass sie deren Erfahrungen weitererzählt? Das sei datenschutzrechtlich ganz problematisch. Irgendwann tritt sie aus der Kirche aus. Auch den Glauben hängt sie irgendwann an den Nagel. Sie hat die Geduld verloren – mit der Kirche. Aber auch mit Gott – der hat sie jedenfalls all die Jahre nicht geschützt. Kann man es ihr verdenken?

Es gibt aber auch so etwas wie leichtfertige Ungeduld. Ungeduld, die es sich zu leicht macht. Der Autor

Thomas Halik sagt, diese Ungeduld gibt es in zwei Varianten:

Ungeduldig ist zum einen der Atheismus. Er wirft einen Blick auf die Welt, er sieht das viele Leid, er sieht das Unrecht, er sieht, dass auch die Frommen schlimme Dinge erleben und kommt schnell zu der Antwort: „Es ist doch klar. Es gibt keinen Gott.“ Die Ungeduld kann aber auch zu einem ganz anderen Ergebnis führen, zum Fundamentalismus. Denn auch der Fundamentalismus wirft einen kurzen Blick auf die Welt und sagt: Es ist doch ganz klar. Es gibt einen Gott, und der ist so.

Der Atheismus und der Fundamentalismus sind sich sehr ähnlich. Sie haben beide keine Geduld mit Gott. Sie wollen schnelle Antworten. Sie wollen in der Welt nicht genauer hinsehen und nicht genauer hinhören. Sie wollen einfache Antworten angesichts der Vieldeutigkeiten und Rätsel, die uns das Leben ständig aufgibt. Sie halten es nicht aus, wenn es eine Spannung gibt zwischen dem, was sie erfahren und dem, was sie glauben. Sie wollen diese Spannung sofort auflösen. Das tun sie dann entweder mit dem Satz: „Es ist klar, es gibt keinen Gott.“ Oder mit dem Satz: „Es ist klar, ich weiß genau, warum Gott dies oder jenes tut.“

Beide Formen der Ungeduld sind sich sehr ähnlich, weil sie das Geheimnis nicht aushalten, das Gott ist. Glauben heißt eben auch, mit dem Geheimnis zu leben. Auf der Konfi-Fahrt sagte eine Konfirmandin letzte Woche: „Für mich ist Gott wie ein Buch mit sieben Siegeln. Rätselhaft. Ein Buch, in das ich meine ganzen Gedanken eintragen kann und ich weiß, niemand kann sie lesen.“ Gerade in der Passionszeit begegnet uns das Rätselhafte an Gott.

An diesem Sonntag wird traditionellerweise für verfolgte Christen gebetet. Wie viele Geschwister sitzen weltweit in Gefängnissen, weil sie Christen sind. Wie viele Menschen fürchten um ihr Leben, weil sie mit Jesus unterwegs sind. Und ich stelle mir vor, wie das ist, wenn man im Gefängnis sitzt, ein Jahr und ein weiteres Jahr und es gibt keine Aussichten auf Befreiung. Was ist das für eine Geduldsprobe! Wie rätselhaft muss ihnen da Gott vorkommen! Wie schwer ist es da, nicht die Geduld mit Gott zu verlieren. Lasst uns heute für sie beten.

Die Israeliten jedenfalls verlieren die Geduld mit Gott und beschwerten sich bei Gottes Bodenpersonal – bei Mose. Und dann? Und dann kommt es noch schlimmer. Auf einmal sind überall giftige Schlangen. Viele Menschen sterben. Das rüttelt sie auf und sie merken: Sie haben Gott Unrecht getan. Sie bitten Gott um Vergebung und flehen um Hilfe. Und Gott hilft, aber anders als man das erwarten würde. Denn die Schlangen bleiben da und sie beißen weiter.

Warum pfeift Gott nicht einfach die Schlangen zurück? Warum lässt er die Gefahr nicht verschwinden? Warum schüttet er das Tal des Todes nicht einfach zu? Warum setzt er meinen bescheuerten Chef nicht einfach ab? Warum löst er nicht das Problem, in dem ich stecke? Die Leute werden weiter gebissen. Sie müssen weiter fürchten, ihr Zelt zu verlassen und im Dunkeln auf eine Schlange zu treten. Und doch hilft Gott. Aber anders.

Zunächst muss Mose basteln. Er muss aus Erz eine Schlange formen und diese an einem Stab anbringen. Die wird dann irgendwo für alle sichtbar aufgestellt. Und nun ist es so: Die Schlangen bleiben da, die Menschen werden weiter gebissen. Aber wer gebissen wird und auf die Schlange sieht, der bleibt am Leben. Kein Wunder, dass dieses Bild im Neuen Testament aufgegriffen wird. Nur ist es da nicht die Schlange, die aufgerichtet wird, sondern Jesus am Kreuz. „Schaut auf Christus, so werdet ihr leben“, sagt Johannes. „Wie Mose die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muss der Menschensohn erhöht werden, damit jeder, der glaubt, in ihm ewiges Leben hat.“ Wenn wir als Christen ein Kreuz sehen, dann sehen wir: Was mein Leben kaputt macht, dort hängt es – aufgespießt. Dort wird es in den Tod gerissen. Jesus selbst trägt es dorthin und ich darf leben. (Bild)

Dieses Bild ist auf dem Isenheimer Altar zu sehen. Der Altar stand früher in einem Krankenhaus, in dem Menschen behandelt wurden, die unter einer seltenen Krankheit, einer besonderen Vergiftung, litten. Dieses Bild vom leidenden Jesus war das erste, was die Menschen sahen, wenn sie dorthin gebracht wurden. Auffällig ist, dass nicht die Qualen dargestellt werden, die typisch sind für einen, der gekreuzigt wird. Jesus ist vielmehr gezeichnet von den Symptomen, die gerade typisch sind für diese Krankheit, unter der die Leute litten, die dorthin gebracht wurden. Mit anderen Worten: Als die Leute mit ihren Schmerzen ins Krankenhaus gebracht wurden, war das erste, was sie sahen: Jesus ist ja einer von uns. Es geht ihm ja wie mir. Ich bin nicht allein in meinem Schmerz. Und wenn sie dann die Rückseite gesehen haben, dann haben sie den Auferstandenen gesehen, der nicht im Tod geblieben, sondern zum neuen Leben durchgedrungen ist. Jesus ist einer von uns, aber er ist stärker als das, was mein Leben zerstört. Allen, die dabei sind, mit Gott die Geduld zu verlieren, möchte ich gerne sagen: „Schau auf Christus“. Nicht auf die Kirche, nicht auf das Bodenpersonal, nicht auf den Pfarrer. Sondern auf ihn. Verlier nicht die Geduld. Schau auf den, der den Schmerz selbst kennt, der das Unrecht kennt. Schau auf den, der selbst zum Opfer wurde. Und verliere nicht die Geduld. Die Schlange wird dich vielleicht beißen, aber du wirst leben. Denn das Kreuz redet nicht nur vom Tod, sondern auch vom Leben. Und das wird das letzte Wort haben. AMEN